

Pforzheim bis 1600

Von Ernst Müller

Bei der Erbteilung von 1535 hatte die Durlacher Linie eine erkleckliche Anzahl straffer, zu Ämtern organisierten, wenn auch kleinen Siedlungen zugesprochen bekommen, die alle im Laufe von 250 Jahren erworben, erheiratet und erobert worden waren in einer planvollen, an den Rhein, nach dem württembergischen Osten und pfälzischen Norden ausgreifenden Erwerbspolitik. Die Grenzlinie war im Süden die Alb, gegen Norden die Pfalz, im Westen Mühlburg am Rhein, im Osten der Hagenschieß.

Den bedeutsamsten Vorstoß gegen Osten machten die Badener in der Auflösungszeit des staufischen Hausguts und Herzogtums um 1230. Hermann heiratete die Tochter des Pfalzgrafen Heinrich, des Schwiegersohns des Staufers Konrad, wodurch die wichtigste Grenzstadt der Markgrafschaft, Pforzheim, in seine Hand kam, die zwar vom 14. Jahrhundert ab bis 1806 als kurmainzisches Lehen vergeben wurde, aber nie mehr, von einigen Wechselfällen abgesehen, den badi-schen Herren verlor und im 16. Jahrhundert eine Zeitlang Residenz der Unteren Markgrafschaft und Grablege der Markgrafen gewesen ist. Als Baden von der Siedlung Besitz ergriff, hatte sie schon eine 1000-jährige urkundlich belegte Geschichte hinter sich. Durch die Auffindung eines Leugenzeigers wissen wir etwas von einem römischen Lagerort (auch der deutsche Name ist abgewandelt vom lat. Portus, die Pforte, die Humanisten hießen es Phorca von Pforze, wo die Enz aus dem Gebirge in die hellere Landschaft einströmt) im 3. Jahrhundert. Der Portus lag wohl an der Furt, wo der Fluß am leichtesten zu durchschreiten war.

Ein wichtiges römisches Zeugnis führte durch den Hagenschieß, ein etwa 4000 ha großes Waldstück im Winkel zwischen Enz und Würm und heute zum großen Teil städtischer Erholungspark. Als Markgraf Karl Wilhelm, der Gründer der Stadt Karlsruhe, 1731 am sogenannten „Wüsten See“ Fischweiher ausheben ließ, stieß man auf Reste einer gepflasterten Römerstraße. (Sein Enkel hat in der Nähe 1771 ein kleines Jagdschloß errichtet, heute Seehausgaststätte, berühmt durch seine forstlichen Seltenheiten, eine Allee von Lärchen und Weymutskiefern aus Nordamerika im oberen Kirnbachtal und im Neubärental.) Die Straße führte von dem Legionsquartier Straßburg kommend über Baden-Baden, Ettlingen in einer 18 km langen Geraden (an der Käfersteige ist ihr Damm noch erkennbar) über die Waldhöhe Solitude nach

dem Cannstatter Lager. Eine größere villa rustica ist im Kanzlerwald Ende des 19. Jahrhunderts ausgegraben worden. An damals gerodeten freien Stellen lagen an der großen Straße hie und da Gutshöfe – etwa im Stockbrunnental – und schon die Markgrafen des 18. Jhs. haben Teile eines Aquäduktes gefunden. Die Steine der durch die Alamannen zerstörten Gutshöfe lagen bis ins Mittelalter in der Gegend. Die Urkirche im nahen Brötzingen St. Martin ist aus römischen Quadern gebaut. Daß die Alamannen um 280 etwa, etwas entfernt vom zerstörten Portus, aber nahe am Fluß siedelten und im 5. Jahrhundert die fortgeschrittenere fränkische Wirtschaftsweise im dörflichen Verband annahmen, darf als sicher gelten. Die Reihengräberfunde sind spärlich; aber ein hölzerner Pflug aus der Keltenzeit scheint nahezulegen, daß die Alamannen Vorgänger hatten und die Stelle ein alter Rastplatz gewesen ist. Die vielen „-ingen“ Siedlungen rings um den römischen Portus weisen auf eine starke Besiedlung des Tales hin. Jedenfalls benützten Attilas Scharen die alte gut bepfasterte Römerstraße bei ihrem Überfluten des nördlichen Südwestdeutschland. Brandschutt im Boden der älteren Pfarrkirche an der Enzfurt könnte von hunnischer Zerstörung herrühren.

In der fränkischen Epoche dürfte die Siedlung dann den Namen von heute bekommen haben, da sie ein wichtiger Militärstützpunkt des Enzgaus mit Vaihingen gewesen ist. Ein fränkisches Gräberfeld (beim Gaswerk) mit Schwertern, farbigen Tonperlen und Geschirren fügt sich in ähnliche Funde gut ein.

Den besten Beweis für einen starken fränkischen Stützpunkt liefert der erst neuerdings bekannt gewordene Baugrund der Urkirche zum hl. Martin, dem Hausheiligen der Merowingerkönige. Es war wie in Rottweil und anderswo eine Überfeldkirche. In drei Meter Tiefe läuft die Römerstraße durch den Kirchenraum, ihr Portal aus dem 12. Jahrhundert ruht auf den Fundamenten einer älteren Pfeilerbasilika. Die Plastik des Tympanons hat Ähnlichkeit mit späthirsauischen Gewohnheiten: der bärtige Mann und das Sonnenrad kommen auch im Hirsauer Eulenturm vor. Der angekettete Löwe und der von Heilszeichen, Kreuz und Hostie umgebene Hahn bedrohen die menschliche Seele (Vogel). Der Bärtige stellt die erlöste Menschheit dar. Die erneuerte Kirche ist also Hirsauer Bau. Die Calwer Grafen und ihre Verwandten haben bei der Erweiterung von Hirsau dem

Kloster im 11. Jahrhundert die Enzfurt und den Kirchenteil dem Kloster zur Verwaltung übergeben. Das Hirsauer Hofgut mit einer Meierei und der Nikolauskapelle (der Lieblingsheilige der Cluniazenser) auf dem „Kapellhof“ machten in der salischen Zeit einen wichtigen Teil der dörflichen Siedlung und des fränkischen Königshofes aus. Die Salier stifteten mit einer Verbindungsstraße zu ihrem Hauptsitz Speyer (die Heringstraße) einen Markt, urkundlich eine „villa“. Vielleicht war die Siedlung schon bei den Ungarneinfällen mit einer Mauer umgeben. Man kann sogar an eine Pfalz denken. 1067 urkundet Heinrich IV. in ihr, und 1074 nimmt die Kaiserinmutter Agnes mit zwei päpstlichen Legaten im Königshof Herberge. Im Investiturstreit ging der königliche Besitz um St. Martin an Hirsau über. Die Königspartei zog sich zurück und siedelte 800 m westlich bei der Einmündung der Nagold in die Enz am Fuße einer 330 m links überm Tal liegenden Burg, wo sie ein suburbium in Form eines rechteckigen Marktes errichteten. Die Anlage der neuen Stadt könnte noch vor Abschluß des Wormser Konkordates 1122 erfolgt sein. Die Mauerreste der Burg (heutige Schloßberg) sind jedenfalls vorstauisch. Die Staufer als Erben der Salier besorgen den Ausbau der Siedlung zu einer „civitas“. Rotbart nennt im Zusammenhang mit einer Urkunde für das neu gegründete Zisterzienserkloster Maulbronn seinen Stiefbruder Konrad, den Pfalzgraf bei Rhein, den Erben der salischen Hausgüter, den Eigentümer von Pforzheim und Umgebung. Konrads Erbe wurde 1195 dessen Schwiegersohn der Welfe Heinrich von Sachsen (der Sohn des Löwen), der von Pforzheim die Zollfreiheit für Maulbronn fordert und einen staufischen Schultheißen erwähnt. Man kann annehmen, daß der „vetus civitas“ also bereits Stadtrechte zustanden. Der Anschluß an die badische Erbschaft, die schon erwähnt wurde, ist damit gefunden.

Diese 17 ha umfassende Burg und Stadt (Vorbild vielleicht Calw), die mit dem Mühlgraben an der Enz abschloß, wurde ummauert, einschließlich des Ringwalls der Burg und mit 6 Toren versehen. Sie ist bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts als selbständige Altenstadt von den rings sich bildenden Vorstädten getrennt gewesen. Ihr Marktplatz bildete die geometrische Mitte nach allen Seiten. Die erste Erweiterung erfolgte nach S in der Vorstadt „zwischen den Wassern“, d. h. dem Eichmühlgraben und der Enz, und dann nach W in der sog. Brötzingen Vorstadt. Beide Vorstädte waren jahrhundertlang dünn bebaut und wurden erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts in den Mauergürtel der Stadt einbezogen. Jedoch so, daß zwar der Teil „zwischen den Wassern“ mit der Alt-

stadt verschmolz, nicht aber die Brötzingen Vorstadt, die noch bis ins 19. Jahrhundert durch die Mauerführung der Altenstadt von dieser abgesondert war. Da die wirtschaftliche Hauptbedeutung der Stadt im Mittelalter die Flößerei war (viele Floßordnungen gemeinsam mit Württemberg erinnern daran), entstand am Zusammenfluß der Nagold mit der Enz die sogenannte „Aue“, eine kleine Flößer- und Fischer-siedlung, die vielleicht älter als die Stadt ist. Wie weit es im Mittelalter eine Neustadt gab „jhenet der brucken“ auf dem rechten Enzufer, ist nicht mehr mit Sicherheit auszumachen. Das eigentlich Städtische um 1500 (etwa 3500 Einwohner) nennt eine Beschreibung zweier venetianischer Gesandter: „Eine recht vornehme Stadt, gleichfalls mit Brunnen. Zwei kleine Flüschen fließen unter ihren Mauern . . . es gibt hier verschiedene Gewerbe, besonders Uhrmacher, und sehr schöne Paläste . . . Die Stadt liegt in einem Tal und an einer Bergwand, auf der letzteren ist ein kleines Kastell, in welchem der Hauptmann der Stadt wohnt.“ Dem Venetianer fallen die schönen Steinhäuser auf, die er „palazzi“ nennt, die Adelssitze um den Marktplatz. Nicht erwähnenswert findet er das Barfüßerkloster (Dachreiter), das reiche Heiliggeistspital (heute Deimlingstraße), die Druckerei des Reuchlindruckers Thomas Anshelm, auf dem östlichen Marktplatz das Predigerkloster (Geburtshaus Reuchlins). Die Wohnviertel der Handwerker waren bedeutend geringer, auch die in der Altenstadt, wo sich noch viel Landwirtschaft befand. Das Siechenhaus lag auf einem Hügel über der Aue.

So bietet sich Pforzheim am Vorabend der Reformation dar. In seiner Geschichte und in seinem Häuserbestand aber schon stark vom landesherrlichen Willen geprägt. Das bezeugt am besten die alte Pfarrkirche. 1344 wird sie dem Hauskloster Lichtental inkorporiert und durch einen gotischen Chor erweitert. Sie hielt sich in der Konkurrenz gegen die zweite Fürstenkirche auf dem Burgberg als Tauf- und Begräbniskirche bis ins 15. Jahrhundert. Neuerdings sind die großen Fresken einer spätmittelalterlichen Weltgerichtsszene und einer Schutzmantelschaft Mariens wieder von der Kalktünche befreit worden. An Altären seien erwähnt Pankratius für die Weingärtnerbruderschaft und ein Annenaltar. Erst in der Reformationszeit 1522 fielen Hirsauer Rechte, Lichtentaler Besetzung und der Hirsauer Hof mit 140 Morgen (ihn verkaufte Württemberg 1565 an den markgräflichen Kanzler Achtsynit) an den Fürsten. Der Friedhof, in dem sich auch ein sehr schöner barocker Gedenkstein der Familie Beckh befand, wurde erst 1868 geschlossen.

Bei der zweiten Kirche, Sankt Michael, dem Heiligen des staufischen Ritters, auf dem Burgberg, fehlen fast alle urkundlichen Mitteilungen. Das *Ius patronatus ecclesiae* wird 1344 der Gemahlin des Markgrafen, einer Gräfin von Öttingen und ihrem Kloster Büren (Lichtenthal) als Lehen übergeben. Der Bau ist also von Anfang an im Unterschied zu Sankt Martin herrschaftliche Stiftung und verdrängt in der Gunst der Patrizier je länger desto mehr die Bedeutung der Urkirche. Ihre altertümliche Lage Burg- und Gotteshaus erinnert an staufische Gewohnheiten. Zudem, wo wäre sonst auf dem schmalen Gebiet noch Raum gewesen? Ungewohnt und wohl in Anpassung an das abschüssige Gelände zu verstehen ist die bauliche Anordnung: der wehrhafte Westbau ist der älteste Teil und noch ganz im kompakten Stauferstil, wie wir ihn von Ellwangen und den elsässischen Bauten her kennen mit gliedernden Lisenen, Bogenfriesen und einer abgetragten Westpforte. Wie im zweiten Bauabschnitt von Maulbronn legt sich an die romanische Konzeption die feinere, aber noch von Burgund und Worms her bestimmte Gotik mit Strebepfeiler und Fensterfiguren am Äußeren, und im Inneren öffnet sich die gedrungene Vorhalle in ein hochräumiges Langhaus aus vier gewölbten Jochen in basilikaler Anordnung, breiten Lichtöffnungen im Obergaden, gewirbelten Flankensäulchen, breiten Rippendiagonalen und der berühmten zisterziensischen „Hausmarke“, dem Herabziehen der Hochschiffstreben bis zum Arkadenpfeiler (1240–70). Wie weit ein Vierungsturm geplant war, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Um 1300 waren fertig die merkwürdigen schräg nach außen gewinkelten Chorabschlüsse der Abseiten und ein Chorvieleck an der nördlichen Seitenwand. Solche Choranlagen beweisen das Interesse der reichen Patrizier an der Fürstenkirche. Die schönste stiftete die Familie Göldlin mit einem Prachtfenster (Salemer Schule wie in Maulbronn im 14. Jahrh.) mit mehreren Altarpfründen. Zwischen 1460 und 1480 erfährt der Chor teil im Zusammenhang mit der Erhebung von Sankt Michael zu einer Stifts- und Kollegiatkirche im Gleichklang mit Baden-Baden, Tübingen, Herrenberg, Ellwangen einen selbständigen Umbau. Der Chor wird Unterrichts- und Andachtsraum für die gelehrten Stiftsherren, eine Art Brüder des gemeinsamen Lebens. Ein dreiteiliger Lettner, die hervorragende Steinmetzarbeit des Meisters und Bildhauers Hans Spryß aus Zaberfeld, ist trotz der eminenten Zerstörung von 1945 noch in ihren Einzelheiten zu erkennen, das Rankenwerk, die Fischblasenmuster und vor allem die Figur des die Epistel lesenden heiligen Petrus.

Etwas später als in Eßlingen, in den Gründungszeiten von Regensburg her, gegen Ende des 13. Jahrh., war der für derartige Bauten charakteristische hohe, schmalfenstrige gotische Chor der Barfüßermönche fertig (er hat 1945 überstanden) mit seinem hohen Dachreiter, dem Wahrzeichen der mittelalterlichen Stadt. Das Kloster stand unter dem Schutz der speyerischen Bischöfe und war wie anderswo „*ope et liberalitate civium exstructum*“, ein Kleinod des mittelalterlichen städtischen Gefüges. Einem der Bischöfe diente es im pfälzischen Krieg 1467 zum Zufluchtsort und zur Begräbnisstätte. Markgraf Jakob reformierte es im Sinne der Basler Bestimmungen und holte Observanten, unter denen Johannes Herrgott der Beichtvater des seligen Bernhard wurde, und der dem auf einer Brautfahrt nach Orleans 1458 früh gestorbenen, in der Stiftskirche Maria della Scala zu Moncalierie südöstlich von Turin die Leichenrede hielt. Unter den Observanten erlangte als Kosmograph Sebastian Münster Weltruhm.

Nicht lange nach Eßlingen erscheinen – vielleicht hielt die Chorweihe Albert Magnus, der bedeutendste Ordensprovinzial des späten 13. Jahrh. –, auf markgräflichen Wunsch die Dominikaner, die gelehrten, schulischen, gottesdienstlichen Erzieher und die politischen Berater der mittelalterlichen Städte und erhielten einen zentralen Platz angewiesen in der Nähe des Marktplatzes im Raum der heutigen Straßenzüge Schulgasse, Reuchlinstraße, Rosenstraße und Gymnasiumstraße (heutiger Reuchlinplatz). Kirche, Claustrum, Zehnthof und andere Wirtschaftsgebäude überragten die kleineren und eng parzellierten Giebelhäuser der Bürger. Ein beträchtlich größeres Pendant zu den Volksseelsorgern der Barfüßer westlich vom Markt. Die Geschichte dieses Gevierts, von dem heute nichts mehr steht, ist höchst wechselvoll. Um 1560 kam in das Kloster eine Lateinschule, die Kirche wurde zur evangelischen Stadtkirche St. Stephan. Zwischen 1631/32 und 1635/49 besetzten Mönche den Chor, ein Holzgitter trennte das Langhaus für die Laien ab. Nach den Franzoseneinfällen im Orleansischen Krieg nahm das Kloster 150 Schüler des Durlacher gymnasium illustre auf. Im dritten Plünderungszug 1692 brannten Kirche und Kloster völlig aus. 1716 – 1721 erfolgte der Wiederaufbau der Kirche in neugotischer Fassung. 1753 wurde der berühmte Kreuzgang abgebrochen, der Platz zu einem Garten eingeebnet für das Waisenhaus. Inschriften und Geschlechterwappen, die aus dem Mittelalter stammten, wurden an den Innenwänden der Kirche aufgestellt. Darunter auch die von Reuchlin für seine Mutter gesetzte. 1789 kam in den Garten ein zwei-

stöckiges Schulhaus. Bis 1856 waren in dieser aufgestockten Schule alle städtischen Lehranstalten untergebracht (1945 völlig vernichtet). Einem Großbrand fielen im Mai 1789 die neue Stephanskirche und 44 Häuser in der Umgebung zum Opfer. Die meisten Epitaphien sind seither verschwunden, weil man den Kirchenplatz planierte. Da die Stadt aber von der Hofdomänenkammer einen Neubau forderte, aber gegen einen Kirchenbau von Hübsch im Jahre 1829 protestierte, zahlte der Staat eine Ablösungssumme von 32 700 Gulden, nachdem die Grundmauern des Neubaus eingeebnet worden waren.

Die gewölbte, dreischiffige Mönchskirche des Mittelalters war die Tauf- und Begräbnisstätte vieler Gönner und Stifter der benachbarten Adelshöfe. Noch ein Grabstein hat sich aus der Frühzeit erhalten, er nennt den Namen der Irmengard von Roßwag (1291). Ein schöner hölzerner Kruzifixus überstand alle Feuerstürme der Jahrhunderte und hängt heute in der modernen Stadtkirche am Lindenplatz. Die geistliche Geschichte kennt einige bedeutende Prediger aus der Zeit der Mystik eines Tauler, Eberhard von Iptingen und den Johann Wurmberger und 1492 Johann Schwolzer, den gelehrten Verfasser einer Biographie des Albertus Magnus. Am 28. Dezember 1455 wurde dem Schaffner des Klosters Georg Reuchlin Pforzheims berühmtester Humanist Johannes gehören.

Gleichzeitig wie anderswo erscheinen mit den Barfüßern auch die Barfüßerinnen oder Reuerinnen, die Seelsorger der mittelalterlichen Städte. Sie bekommen ihren Platz in der im 13. Jahrhundert noch nicht in den Mauerring einbezogenen Vorstadt „zwischen den Wassern“ angewiesen. Erst im 15. Jahrhundert haben sie zusammen mit dem Spital (eine Stiftung des Markgrafen Rudolf 1322) eine ummauerte städtische Hofstatt und einen eigenen Turm. Ihr männliches Gegenstück lag entgegengesetzt.

Die Reuerinnen genossen die Privilegien der Stadtherren. Sie waren das vornehmste und begütertste Kloster. Im Spätmittelalter lebten sie mit dem Spital von den Einkünften der herrschaftlichen Ausbürger der Dörfer Brötzingen, Eutingen und Ispringen und vom Holz des Frauenwalds im Hagenschief. Unter den Priorinnen waren meist Hochadelige benachbarter Grafschaften, wie etwa den langsam verarmenden Tübinger Pfalzgrafen von der Asperger Linie, die im 14. Jahrhundert Württemberg beerbte. Nach einer Überlieferung soll sogar Euphemia, die Tochter des englischen Königs Eduard III. hier als Ordensfrau gelebt haben. Nach dem großen Brand von 1409 ließ Markgraf Bernhard das Kloster von dem durch seine Bauten in Ulm und Straßburg berühmten Ulrich von

Ensingen (bei Nürtingen) wieder herstellen. Von jetzt an nahm es markgräfliche Prinzessinnen mit Vorliebe neben Lichtental auf. Der fromme Jakob, eifriger Reformist im Sinne der Basler Bestimmungen holte Schwestern der „strengen Observanz“ aus dem Katharinenkloster zu Nürnberg, und als Priorinnen amtieren bis zur Reformation auch viel begüterte Töchter von Pforzheimer Patriziern. In der Reuchlinzeit war das Kloster Sitz der antihumanistischen Bestrebungen. Hier schrieb der Vikar Magister Jakob Sprenger, der auch Köln verwaltete, seinen „Hexenhammer“. Ihre geistliche Aufsicht hatten die Dominkaner.

Die altgläubige Tradition machte es 1556, als Markgraf Karl bei den Frauen um Verständnis für die neue Lehre bat, den Schwestern unmöglich, die neue landesherrliche Religion anzunehmen. Nach dem Bericht der Magdalena Neylerin verließen mit einem Leibgeding 39 Klosterfrauen ihr Heim und siedelten 1564 in das Hohenbergische Kloster Kirchberg bei Horb über. Man verlegte das Siechenspital in das freie Gebäude und besetzte es mit 16 Herrenpfündnern. Im Melac-Krieg brannte es total aus. Die Markgrafen der Wiederaufbauzeit im 18. Jahrhundert erstellten auf seinen Grundmauern ein Wohlfahrtsgebäude, das nach dem Geschmack der Zeit Waisenhaus, Zuchthaus, Irrenanstalt und Arbeitsfabrik zugleich war. Um 1750 trennte man die Sträflinge von den Waisen, und 1767 überließ der Staat die Mansardenräume den französischen Hugenotten Autran, Christin und Violan zur Herstellung von Uhren, edlen und unedlen Bijouterien. Aus der Uhrenfabrik wurde die erste Stahlwarenfabrik des neuen Pforzheim in privater Hand.

Der landesherrliche Charakter der mittelalterlichen Stadt zeigte sich außenpolitisch darin, daß sie für die Herren und seinen Adel ein strategischer Ort war in den Fehden mit der Pfalz, später den Heeren Tillys und Melacs, und innenpolitisch im Druck auf die Entwicklung städtischer Freiheiten und eines für das Zunftwesen wirtschaftlich ergiebigen Aufstiegs. Unter den Festlichkeiten, die wochenlang dauerten und die wirtschaftlichen Kräfte der Stadt aufs äußerste beanspruchten, ragt die Vermählungsfeier des Markgrafen Karl mit Katharina von Österreich, einer Schwester Kaiser Friedrichs III. im Jahre 1447 besonders heraus, denn es zeigte sich, daß Pforzheim in Wirklichkeit die geräumigste und wichtigste Stadt der mittelalterlichen Markgrafschaft gewesen ist. Zudem standen im 15. Jahrhundert die Landesherren neben der Pfalz an der Spitze des süddeutschen Fürstenadels. Die Stadt glied einem Hoflager von Herzogen, Grafen und

Rittern. Die Braut allein brachte einen Staat von 133 Pferden. Der Aufwand an Weinen und Speisen, Turnieren und Schauzügen nach dem burgundischen Zeremoniell hatte fürstliche Ausmaße. In Stuttgart wurden erst 50 Jahre später solche Feste nachgeahmt. Doch derselbe Fürst, der zu Beginn seiner Regierung so triumphal bejubelt wurde, hat 15 Jahre später seine Residenz in tiefstes Unglück gestürzt. Im kriegerischen Eifer hat er sich wegen einer Sukzessionsfrage des erzbischöflichen Stuhles in Mainz und als Verbündeter Habsburgs gegen die pfälzischen Wittelsbacher mit dem ebenso kriegerischen Vetter, dem Grafen Ulrich von Württemberg und seinem Bruder Georg, dem Bischof von Metz, zusammengetan, um den Feind in seinem Territorium anzugreifen und Beute zu machen. Die vereinigten badisch-württembergischen Ritter und Söldner zogen vom Lager Pforzheim aus nach Norden. Nach der Art der Kriegführung im 15. Jahrhundert versuchten die Fürsten, das Prinzip der „verbrannten Erde“ und der Plünderung gründlichst anzuwenden. Brennende pfälzische Dörfer zeigten ihre Spuren, reife Getreidefelder wurden mit Baumstäben niedergewalzt, die man den Pferden an die Schwänze gebunden hatte. Aber der wittelsbachische Gegner, dem die Chronisten den Beinamen Friedrich der Siegreiche gegeben hatten, stellte den Fürsten eine Falle. Sie wähten ihn weit von seiner Residenz Heidelberg irgendwo in der bayerischen Oberpfalz mit der Abwehr kaiserlicher Truppen beschäftigt. Von ihrem Lager St. Leon aus sollten 700 der besten Ritter Heidelberg überfallen und einnehmen. Der Pfälzer versteckte sich im Seckenheimer Wald, wartete ab, bis er das Detachement umzingeln und in einem kurzen, mörderischen Ringen vernichten konnte. Karl und Ulrich und viele ihrer ritterlichen Gefolgschaft wurden ins Heidelberger Schloß als Gefangene abgeführt oder gegen Urfehde nach Hause geschickt. Der moralische Erfolg des Pfälzers bei der Ritterschaft des Kraichgaus und des landsässigen württ. Adels war vielleicht noch größer als seine Demütigungen der beiden Grafen. Die Pfalz hatte von nun an Ruhe vor den südlichen Herren und konnte wieder ihre alte Führerstellung einnehmen. Das Lösegeld des Siegreichen war hart. Die Geschlagenen mußten ihre Verwüstungen bezahlen und als Pfänder für eine unbestimmte Zeit Einkünfte ihrer größeren Amtsstädte in Form von pfälzischen Lehen abgeben. Württemberg büßte mit Amtsstädten (darunter Marbach), Baden mit der Hälfte seines Territoriums, besonders seinen Schwarzwald- und Neckarämtern Pforzheim, Besigheim, Altensteig und Liebenzell. Pforzheim hat bis 1740 Steuern und Schatzun-

gen an die Pfalz abgeliefert. Erst die letzte Rate von 40 000 Gulden befreite die Stadt von ihrer Lehenslast.

Die Freilassung der Fürsten erfolgte nach Einlösung einer stattlichen Geldsumme, für die Baden und Württemberg dazuhin aufkommen mußten. Die Pfälzer Fehde hat in Württemberg und in Baden die Amtsstädte zur Besinnung gerufen. Wenn schon die Schulden der Fürsten auf ihnen lasteten, wollten sie Mitspracherechte in Sachen der Landespolitik, in Sachen der Verwaltung des Landes. In Württemberg erfolgreicher und schneller, in Baden langsamer sind bürgerliche Personen, die man Stände nennt, zu Verhandlungen mit den Fürsten von den herrschaftlichen Räten herangezogen worden. Das Schicksal Pforzheims bedingte die Verlegung der Residenz nach Baden-Baden. Den Residenzcharakter bekam die Stadt erst wieder bei der Erbteilung von 1535 für drei Jahrzehnte. Im Zusammenhang mit dem Pfälzer Krieg ging auch die Münze nach der gesicherten Residenz ab. Den landesherrlichen Einschlag hat seit ihrer Gründerzeit die Verwaltung der Stadt dadurch behalten, daß sie es nie zu selbstverwaltenden Bürgermeistern gebracht hat, daß die staufischen Schultheißen und Schöffen bis gegen 1400 vom Stadtherrn ernannt wurden und lediglich mit der Gerichtsbarkeit befaßt waren. Die städtischen Ämter lagen in den Händen des reichen Patriziats, der wie in den württ. Amtsstädten einen eng geschlossenen Sippenverband bildete. Im 13. Jahrhundert tauchen sie als markgräfliche Gefolgsleute auf: die Erlewin, Liebener, Dieter, Roder, Rumelin, Hopf, Steinmar, Imhof, die Edelfreien von Bretten, Durlach, Dürrmenz, Vaihingen usw. Im 14. Jahrhundert treten viel württ. Namen hinzu, die ihren Huldigungseid ablegen und versprechen, nicht ohne Erlaubnis des Herrn die Stadt zu verlassen: wohlklingende Berufsamen aus den Zünften, die ganz von den Räten abhängen: Fladt, Flözzer, Wagner, Ratgeb, Rappenherr, Welser, Wiler, Maurer, Brotbeck, Göldner, Kercher, Gößler. Mancher Eidgenosse und Elsässer ist darunter. Als der besonders landesherrlich regierende Markgraf Bernhard Pforzheim zur Amtstadt umprägt und der Stadt ein Dutzend Dörfer zuspricht und den Bürgern noch einmal ihre Leibeigenschaft einflößt, den Schultheißen in einen Vogt verwandelt, sind die freien Geschlechter mit ihm in Streit geraten. Damals wanderten die Göldlin, Lieber und Weise aus, das Zunftwesen, das vor allem den Floß- und Wollhandel betrieb, ging zurück. In Gericht und Rat erscheinen im 15. Jahrhundert Stadtfremde, kleinere Leute. Bekannt ist der Streit des reichen Patriziers Göldlin mit dem

stark verschuldeten Markgrafen. Göldlin war auch eine Zeitlang in württembergischen und eidgenössischen Diensten. Er versöhnte sich mit dem Markgrafen. Heute noch ist das schöne gotische Fenster an der Seitenkapelle der Schloßkirche zu sehen, eine Stiftung der Göldlin. Die großen Landesordnungen von Christoph und seinem Sohn Philipp im Geiste eines geschlossenen Territorialstaates nach italienischem Vorbild brachten um 1500 den bürgerlichen Zünften und dem Rat gewisse Freiheiten: die Befreiung von der Leibeigenschaft aller Stadtuntertanen, von den Fronen und der Kopfsteuer, Befreiung vom Aufgebot, Bestätigung der Selbstergänzung in der Wahlordnung. Charakteristisch, daß der Fürst erst 1471 das Kaufhaus an den Magistrat freigab und Rathäuser erst im 16. Jahrhundert bezeugt sind. So allmächtig war die Kanzlei auf dem Schloßberg. Auf der anderen Seite aber hielt die Ordnung nur um so straffer an der Beaufsichtigung der Steuer, Zölle und Gewerbeabgaben durch fürstliche Beamte fest. Dreiviertel aller Abgaben flossen in die fürstliche Kasse. Der Stadtherr blieb der Besitzer des Salzmonopols, der Mühlen, Badstuben, der Gewerbesteuern der Flößer, Fischer, Tucher, Gerber, Goldschmiede usw.

Wenn auch die erhofften wirtschaftlichen Aufstiege etwa im Woll- und Tuchgewerbe oder im Holzhandel sich nicht erfüllten, so zeigt die Landesordnung von 1491 doch auch die Bemühungen des Stadtherrn, den Handel durch verstärkten Geleitschutz anzuregen, die große Reichsstraße von Ulm über Riedlingen – Pfullingen – Heimsheim – Pforzheim – Speyer (sie führte nördlich des Schloßbergs am heutigen Bahnhof an der Stadt vorbei) sicher zu machen und die Überfälle der zahlreichen Kraichgauritterschaft und der Junker des Würm-Nagold-Enzgebietes, die etwa im 14. Jahrhundert manche Fehde (Neuneck, Owen, Schmalenstein usw.) auslösten, mit der Stadt unmöglich zu machen, und vor allem die Warenangebote, die von dem reichen Elsaß und seinen Städten kamen, nutzbar zu machen. Besonders auffallend ist die „Ordnung des goldsmidt handwerk betreffend“. Die Stadt muß im Spätmittelalter geradezu eine Zentrale jener weitverzweigten Zunft gewesen sein. Die Zunft zählte 20 Meister. Das aus den Rheinwäschereien und das aus Ungarn kommende Dukategold und noch stärker das Silber aus den tirolischen Bergwerken (die Verwandtschaft mit Österreich nützte!) wurde plattiert oder legiert, gehämmert und geschmiedet, und die Erzeugnisse, Monstranzen, Becher, Gürtel, Ringe, Beschläge, Schalen, Kreuze unterlagen der Probe eines fürstlichen Beamten und

wurden mit einem Gütezeichen versehen. Die Strafen für falsche Legierungen waren empfindlich oder hatten Ausschluß aus der Zunft zur Folge. Familiengeschichtlich interessant ist, daß wir Namen antreffen, die aus Weil der Stadt und seinem kleinen Hinterland wohl unter dem gegenreformatorischen Druck in das seit 1550 evangelische Pforzheim kamen. Es ist das alte Pendlergebiet bis auf den heutigen Tag.

Der kluge und tatkräftige Christoph (1478–1515) war aber zugleich für sein Land auch der letzte, der seit Bernhard die beiden Markgrafschaften regiert hatte. In seinem Alter haben ihn die Söhne gezwungen, ein Erbteilungstestament zu machen. Diese Familienzwistigkeiten und dies, daß Christoph die längste Zeit seiner Regierung in kaiserlichen Diensten in den Niederlanden oder als Schiedsrichter bei Fürsterversammlungen tätig war, hat die Ratsherren seiner Städte, insonderheit die in Pforzheim, durch Vermittlung des humanistisch gebildeten Kanzlers Hieronymus Veus zu einer Mitverantwortung über die Geschicke des Landes und der Stadt veranlaßt. 1512 treten in Pforzheim zum erstenmal Stände auf, die gegen die geplante Landesteilung protestieren und wie anderswo über ihre Pflichten für das Lösegeld eines gefangenen Landesherrn und die Prinzessinnenmitgift berieten. Sie haben freilich – auch nachher im Jahrzehnt der Reformation – im Unterschied zu ihren württembergischen Kollegen nicht viel Einfluß gehabt und nichts verhindern können. 1668, im Zeitalter des Vollabsolutismus sind sie ganz verschwunden.

Indessen: die Stadt wurde in den Anfängen des Humanismus und der Reformation, doch nicht ganz aus der Initiative Christophs und seiner Ratgeber, eine Zeitlang ein Hauptort der humanistischen Bildung und Wissenschaften, „honor artificum fabricatrix“, wie ihr größter Sohn Johannes Reuchlin sie nannte. Doch nicht ganz ohne städtische Mit- und Beihilfe, denn die erste Lateinschule war eine Gründung der Stadt und nicht des Landesherrn. Die vielen Württemberger, die aus dem nahen Reichsstädtlein Weil, aus Leonberg oder Heimsheim im 15. Jahrhundert eingewandert waren, forderten für ihre Kinder, wie sie es gewohnt waren, den Lateinunterricht. Aus dieser städtischen Schule ging die erste hochberühmte Generation der Humanisten und Staatsmänner hervor: Reuchlin, Adam Frey (badischer Kanzler), Nikolaus Gerbel und Wolfgang Capito aus Hagenau.

Um 1500 erreicht sie ihre Blütezeit mit dem Einzug des Humanismus: Georg Simler aus Wimpfen, Johannes Hildebrand aus Schwetzingen (1510 in Tübingen) und Simlers Schüler Melanchthon aus Bretten (als

17jähriger berufen nach Tübingen 1511). Diese Koryphäen des Humanismus folgten dem großen Reuchlin, der in württ. Ratsdienste gegangen war. Bis 1524 war Hans Knoder Lehrer dort, der später Kanzler im württ. Mömpelgard wurde. Pforzheimer Lateinschüler waren auch Kaspar Hedio aus Ettlingen, der spätere Reformator Straßburgs, Franciscus Irenicus (Ettlingen) und der Kanzler des Markgrafen Philipp Hieronymus Veus, einer der besten fürstlichen Räte seiner Zeit.

An Württembergern seien noch genannt: der Hofprediger Konrad Oettinger, der aus Öttingen stammende Tübinger Jurist Johannes König, der Geograph Sebastian Münster, der 1515 vom Franziskanerkloster nach Tübingen ging und Schüler Konrad Pellicans war. Aber auch umgekehrt gingen manche der württ. Ehrbarkeit, die von dem bösatigen und jungen Herzog Ulrich verfolgt wurden (siehe Hinrichtungen von 1516), wenn nicht nach Österreich oder nach Luxemburg, wo der badische Markgraf Besitzungen wegen seines Kriegsdienstes beim Kaiser erhalten hatte, nach Pforzheim. Hier ist der württ. Leibarzt mit Hausfrau Hans Widmann gestorben, der Schwiegersohn des 1516 gestürzten herzogl. Kanzlers Gregor Lamparter. Gleichfalls mit Meistern des Humanismus war das Michaelstift in der Schloßkirche besetzt.

Die Blütezeit der Humanistenschule dauerte nur so lange, als sie den benachbarten hohen Schulen Straßburg, Tübingen und eine Zeitlang auch Heidelberg Schüler lieferte. Sie mußte verwelken, als die Zeiten sich beruhigt hatten und als die Schule in Durlach als Gymnasium illustre die gestiftete Ausbildungsstätte für die untere Markgrafschaft und das Markgräflerland geworden ist.

Noch in der Absicht, Pforzheim als Dauerresidenz zu halten, begannen die Stadtherren um 1530 die alte Burg durch ein „Neues Schloß“ hangabwärts zu erweitern. Das neue Schloß stand am seither leeren westlichen Burgplatz, brannte im Franzoseneinfall um 1689 ab (im 18. Jahrh. stand hier ein großer Speicher). Man sieht es noch auf dem Merianstich mit dem stattlichen „alten Gebäu“, Fruchthaus und Marstall, die im 19. Jahrhundert samt dem schon früher abgebrochenen Bergfrit völlig verschwanden. Als letztes profanes Bauwerk des Schloßbezirks überstand die Bombardierung 1945 der alte Archivturm. Die Frage wurde akut, soll Pforzheim nur eine Teilresidenz sein nach den Hausgesetzen, die seit Bernhard gelten, und in denen beide Markgrafschaften, wenn auch geteilt, unter die älteren Brüder ein Ganzes darstellen, oder soll die Stadt eine selbständige Resi-

denz sein und der Teil, die untere Markgrafschaft, ein selbständiges Ganzes. Das zweite Motiv hängt mit den Entscheidungen der Fürsten in bezug auf die lutherische Lehre zusammen. Die erste Frage war mit dem Tod von Markgraf Philipp 1533 zugunsten einer selbständigen Markgrafschaft mit Residenz Pforzheim entschieden. Philipps Nachfolger, sein Sohn Ernst, brachte sein Erbe, das Markgräflerland, hinzu und zog von Sulzburg nach Pforzheim. Er wurde der Begründer der Linie Baden-Pforzheim, später Durlach. Der andere Sohn Bernhard erhielt die obere Markgrafschaft. Damit hörte das Bernhardinische Hausgesetz auf, gültig zu sein, und gehörte bis 1771 der Geschichte an.

Die Vorgänge der Reformation bewirkten, daß Baden-Baden und Pforzheim verschiedene Wege gingen und ganz verschiedene Entwicklungen nahmen. Der Christoph-Sohn Philipp war ganz im humanistischen Denken und Handeln aufgewachsen und erzogen worden. Er leistete darum städtischen Predigern – aus der Schule Reuchlins und Melancthons – Widerstand, wenn sie etwa wie der Johannes Schwebel in der Spitalkirche ihre Predigt mit lutherischen Gedanken füllten. Abgeordnete der Zünfte und Ratsherren petitierten für eine mäßige Reform der kirchlichen Zustände, angeregt von Ulrich von Hutten, der um 1520 seine antipapistischen Kampfrufe nicht ohne Echo in der Stadt erschallen ließ. Auch in Pforzheim wie in den benachbarten Reichsstädten im Württembergischen waren es eifrige Prediger (Johannes Unger vom Michaelskollegiat), die gewisse innerreligiöse Reformen erzwarren, wie die Eheerlaubnis, die deutsche Messe, den deutschen Gesang, die Renitenz gegen den Heiligenkult und das Prozessionswesen und schließlich die deutsche Taufe und den Laienkelch. Auch Markgraf Ernst verhielt sich wie sein Vater nur duldend zu den Neuerungen – Zunftabstimmungen wurden verboten – er selbst demonstrierte die Zugehörigkeit zum alten Glauben und dem Meßgottesdienst in alter Anhänglichkeit an das Haus Habsburg. Sein Schreiber Sastrow schildert die kirchlichen Zustände als „schwebend zwischen alter und neuer Lehre“, und ganz im Sinne einer Interimsreligion, wie sie vom Kaiser nach der Niederlage der Schmalkaldener angeordnet wurde. 1553 ist Ernst gestorben. Seine Tumba in der neuen Grablege unter der zweigeschossigen Sakristei zu St. Michael ist ein prächtiges Renaissancedokument und zeigt das fürstliche Paar, umgeben von den Wappen seiner ritterlichen Lehensleute. Der Hersteller soll nach einer Überlieferung Christoph von Urach sein, dessen Wirken auch in Baden-Baden bezeugt ist. Sein Sohn

Karl indessen gehörte der zweiten Generation der Reformationszeit an. Die neue Lehre hatte fast alle Fürstentümer des Reiches erobert. Die Erbprinzen heirateten protestantische Prinzessinnen; sie waren überzeugt, daß der Neue Glaube der wahre christliche Glaube ist. Karls Gemahlin Kunigunde von Brandenburg-Bayreuth – auch der Herzog Christoph von Württemberg hatte eine protestantische Gemahlin aus Bayreuth – bestimmte nicht unwesentlich die Konfessionalisierungsarbeit ihres Gatten. Nachdem der Augsburger Religionsfriede 1555 die Parität beider Konfessionen reichsrechtlich festgelegt hatte, führte Karl im Gleichklang und unter ständiger Beratung mit Herzog Christoph den neuen Glauben ein mit einer fürstlichen Kirchenordnung, deren Hauptteil der Gottesdienst, das synodale Kirchenregiment, die Visitationen und die Ablehnung des Bildersturmes sind, ferner die Umwandlung der begüterten Klöster in Schulen und Spitäler. Wie in Württemberg blieb das Kirchengut beisammen und diente dazu, die Schulen zu unterhalten.

In Pforzheim leisteten lediglich die Dominikanerinnen Widerstand. Den Hauptanteil leisteten württembergische Prediger, die Herzog Christoph von Stuttgart aus nach Pforzheim beordnete: Jakob Andreae und Johannes Heerbrand, die mit den Markgrafen zusammen die Visitationen durchführten und die Kirchenordnung gleichzeitig mit der württembergischen im lutherischen Stil, was das Bekenntnis anlangt, aufsetzten, die der Markgraf in Druck gab und an die Amtsstädte schickte. Sie zogen einen Stamm von lutherischen Predigern heran, deren Glaube sich dann einige Jahrzehnte später in der Auseinandersetzung mit dem calvinistisch gesinnten Markgrafen Ernst bewähren sollte. Ernst Friedrichs Aktion, zwangsweise und mit militärischer Gewalt 1604 den Calvinismus in Pforzheim durchzusetzen, mißlang, nicht zuletzt auch deshalb, weil den Markgrafen ein früher Tod ereilte. Als nach der Besetzung Südwestdeutschlands durch kaiserliche Truppen (1634–1638) die Mönche wieder in Pforzheims Klöster einzogen, nahmen die Bewohner davon keine Notiz. Die Kirchen blieben leer, die Kinder wurden in den württembergischen Orten im Hagenschießbereich getauft.

Karl war im Unterschied zu seinem sparsamen Vater ein festfreudiger Renaissancefürst. Er liebte Jagd und höfisches Vergnügen. Seine Residenz sollte das erfahren trotz der Einwände der Stände. Zu dem großen Schießen auf den Enzwiesen im Herbst 1561 hatte er alles eingeladen, was im „Römischen Reich“ Sitz und Stimme hatte, und sogar das katholische „Ostereych“ im Breisgau. Das Büchschenschießen, eine

Modernisierung des alten Armbrustschießens, galt der derben und die Komödie und den Meistersingersang liebenden Zeit als eine Art Fortsetzung der mittelalterlichen Turniere unter Beteiligung von kundigen Schützen, die für ihre Herren und Städte Fahnen und Ochsen und Lederbeutel (Säkel) erschießen konnten. Man erfährt bei dieser Gelegenheit, daß die Weingärtnerzunft am leistungsfähigsten war, daß Pforzheims südliche Enztalhänge noch in jener Zeit Reben in großem Ausmaß getragen haben. Der Wein war sogar Exportartikel. Ein Weiteres zeigen die Berichte über die Schießfeste: die enge Verbindung mit den elsässischen Städten wie Straßburg und Kolmar, die in der Reformationszeit noch enger wurden, was die Berufungen von Pforzheimer Humanisten nach Straßburg oder ins Elsaß und die Kommunikation der Dominikaner und der Markgrafen mit Straßburg beweisen.

Vielleicht dürfen wir in dem traditionellen Zug der Landesherrn nach Westen in das geräumigere und kulturell fortgeschrittenere Rheingebiet die letzte Ursache dafür finden, daß Karl sich entschloß, das an seiner Ostgrenze gelegene Pforzheim zu verlassen und sich in Durlach einen neuen Hof zu schaffen, da sich im riesigen Hardtwald auch bessere Jagdgründe anboten (nach den Bauernunruhen haben die Markgrafen das zerstörte Kloster Gottesaue als Jagdschloß aufgebaut). Und dieses Hinaustreten in den reicheren Westraum war verbunden mit einer Ablösung der Orientierung gegen Osten.

Württemberg hatte sich von 1240 bis 1450 fast ausschließlich von Stuttgart aus gegen Norden orientiert und die verarmten Grafschaften der Calwer (Vaihingen) und der Pfalzgrafen von Tübingen (Asperg) sich durch Kauf erworben. Gegen Westen drang Württemberg ins Nagoldtal vor und stieß hier auf die badischen Herrschaften Altensteig und Liebenzell. Gegen die Dienstmannen der Hohenberger, Calwer und Pfalzgrafen hatte es sich im Enz-, Neckar- und Bottwartal durchgesetzt. Baden hatte bereits im 14. Jahrhundert seine Stiftergebiete um Backnang und die Burg Reichenberg verloren. Die Pfalz hatte nach der unglücklichen Fehde Mundelsheim und Besigheim annektiert, die zwar Herzog Ulrich 1504 für Württemberg wiedereroberte, aber dann doch nicht halten konnte, als die Österreicher unter König Ferdinand die neuen württembergischen Landesherrn wurden. 1529 wurden Besigheim und Mundelsheim wieder an die katholischen Markgrafen zurückgegeben. Indessen hatten die Markgrafen auch im Streit um die Vogteirechte des wichtigsten Klosters Herrenalb vor dem stärkeren Zugreifen Württembergs weichen müssen.

So sah der Reformationsmarkgraf Karl die Zeit für gekommen, die im Württembergischen liegenden badischen Positionen im Alb- und Nagoldtal aufzugeben. Dazu kam ein durch die Reformation bedingtes gesteigertes Geldbedürfnis, das den Nachfolgemarkgraf durch seinen Zug in die obere Markgrafschaft, die er calvinistisch machen wollte, zwang, Besigheim, Mundelsheim, Altensteig und Liebenzell an Herzog Friedrich von Württemberg um gutes

Geld zu verkaufen. Seit 1600 ist Pforzheim gegen Württemberg hin verlassene Grenzstadt. Die politisch-rechtlichen Verhältnisse, die durch termingebundene Verpfändungen stets in Schweben waren, sind durch den endgültigen Kauf nun staatsrechtlich geklärt worden. Für Karls Zug nach Durlach mag auch die zweite Gemahlin Anna von Pfalz-Veldenz (im heutigen Landkreis Trier) mitbestimmend gewesen sein.

Offene Fragen um Hochrhein und Bodensee

Fünfter Lagebericht von Otto Feucht

Allerlei Fragen drängen sich auf, Unklarheiten, die der Klärung harren. Zunächst die Frage: Was will und soll heute noch die Schiffbarmachung des Hochrheins?

Nach dem deutsch-schweizerischen Vertrag vom 28. 3. 1929¹ sind sich beide Regierungen darüber einig, daß die Ausführung des Großschiffahrtsweges von Basel bis zum Bodensee zu erstreben ist, *sobald* die wirtschaftlichen Verhältnisse die Ausführung des Unternehmens möglich erscheinen lassen². Ob dieser Zeitpunkt heute gekommen ist, darüber gehen die Meinungen auseinander, die Verkehrsfachleute von Stuttgart und Freiburg haben die Frage ausdrücklich verneint (siehe Lagebericht 2!), angesichts der Wandlung im Transportwesen infolge der Verdrängung der Kohle durch Öl, Erdgas usw., wie infolge weitgehender Abwanderung des Lastverkehrs auf die Straße und in die Luft. So zeigt sich denn heute immer deutlicher als Sinn und Zweck der Schiffbarmachung nicht mehr die Transporterleichterung wie vor 30 Jahren, sondern die Schaffung eines *neuen Industriegebietes*, nicht etwa lediglich von Zusatzindustrie für die ansässige Bevölkerung, die angeblich von Landwirtschaft und Fremdenverkehr nicht leben kann, obwohl sie dies bisher getan hat und heute noch tut, sondern es soll ausdrücklich eine *Schwerindustrie* begründet und ausgebaut werden³! Aber wo sind denn die Rohstoffe, die nach alter Auffassung Voraussetzung für eine Schwerindustrie sein müßten? Und wo sind denn die Arbeitslosen, denen Beschäftigung geschaffen werden müßte? Beides, Rohstoffe und Arbeitskräfte, müßten doch erst von auswärts herbeigeschafft werden! Wollte man etwa die Bodenvirtschaft der letzten Kräfte berauben, so würde das doch entfernt nicht ausreichen für eine Großindustrie! Wenn aber die Arbeiter von auswärts, vom Ausland, herbeigeschafft werden, so müssen sie auch angesiedelt werden, und die Kosten, die daraus zwangsläufig den Gemeinden erwachsen, müßten die erhofften Mehreinnahmen an Steuergeldern doch wohl restlos aufzehren!

Diese Fragen bedürfen dringend einer Klärung durch unparteiische Sachkenner! Man überlege sich doch, auf welcher Seite denn eigentlich ein Bedürfnis nach Schwerindustrie besteht? Liegt es wirklich „in weit höherem gesamtwirtschaftlichen Interesse, daß die nur in bescheidenem Ausmaß vorhandene Schwerindustrie neue Impulse erhält“.² Daß „einem neu erschlossenen Wasserweg die Kraft innewohnt, die vorhandene Wirtschaft des Einzugsgebietes in entscheidendem Maße zu beeinflussen“, das war früher zweifellos die Regel, aber muß dies auch heute noch stimmen? Und liegt es wirklich im gesamtwirtschaftlichen Interesse, wenn die Gesunderhaltung des Wassers der Landschaft, der Bevölkerung, der ansässigen und der erholungsuchenden, gar nichts mehr gilt? Soll der Mensch heute tatsächlich gar nichts mehr gelten gegenüber der „Wirtschaft“? die doch ihm helfen soll und nicht Selbstzweck sein darf! – Der Bundeswirtschaftsminister hat es ausgesprochen:³ „Das sind die Feinde des deutschen Volkes, die seinen bequemen Neigungen entgegenkommen . . ., um der Gunst des Augenblicks willen das Glück und die Zukunft derer, die nach uns kommen, aufs Spiel zu setzen“.

Die Kanalfreunde klagen über die maßlosen Übertreibungen von Seiten ihrer Gegner, die sogar behaupten, der Rheinfluss werde trocken gelegt. Zweifellos wäre das eine unberechtigte Übertreibung, aber ist es nicht auch eine Übertreibung, wenn uns gesagt wird, der Seitenkanal entziehe dem Rhein „nicht einmal ein Prozent des Wassers?“ Auch diese Frage, die sich jedem aufdrängt, bedarf der Klärung!

Wenn der Rheinschiffahrtsverband erklärt, der heutige Stand der Technik erlaube zuverlässig, eine Verölung des Wassers durch die Schifffahrt zu verhindern, und das neue Gesetz zur Reinhaltung der Bundeswasserstraßen ermögliche wirkungsvolle wasserpolizeiliche Maßnahmen, um ein leichtfertiges Verschmutzen des Wassers zu unterbinden, so wäre dazu zu bemerken, daß nach allen bis-